

下

Erstmals veröffentlicht wurde *De Vriendt keert heim* 1932 im Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin. Die Romanidee fußt auf realen Ereignissen, dem Mord an dem jüdischen Publizisten Jacob Israël de Haan im Jahr 1924. Arnold Zweigs umfangreiche Recherchen führten ihn bis nach Palästina. Der Roman war das letzte seiner Bücher, das in Deutschland erschien, bevor der Autor nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten das Land verließ. Sein »Nachwort zur holländischen Ausgabe des ›De Vriendt‹« entstand im September 1933 in Frankreich, von wo aus er weiter ins Exil nach Palästina ging, und wurde im selben Jahr in der niederländischen Übersetzung des Romans (in der Übertragung von Nico Rost) im Amsterdamer Verlag Querido abgedruckt.

**ARNOLD
ZWEIG**

**DE VRIENDT
KEHRT HEIM**

ROMAN

MIT EINEM VORWORT VON MERON MENDEL

Büchergilde Gutenberg

VORWORT VON MERON MENDEL

»Knapp zwanzig Jahre vor dem Weltkrieg hat sie
[die Juden] ein österreichischer Schriftsteller
namens Herzl ... zur Rückkehr aufgerufen ...:
›Jetzt ist die Stunde, Israel! Volk ohne Land,
erlöse das Land ohne Volk.« Und dabei wohnten
damals schon dreihunderttausend Araber darin,
aber das wusste er glücklicherweise nicht.«
(Arnold Zweig, *De Vriendt kehrt heim*, S. 107)

Mit dem 7. Oktober 2023 rückte plötzlich und mit Wucht der Nahostkonflikt zurück ins Zentrum der Weltaufmerksamkeit. Die Bilder des Massakers an israelischen Zivilisten in den Kibbuzim und auf dem Supernova-Musikfestival sowie die darauffolgende Zerstörung des Gazastreifens führten die Grausamkeit des langjährigen Konflikts vor Augen. Das Massaker am 7. Oktober war das größte, aber nicht das erste in der Geschichte der beiden Bevölkerungsgruppen. Als Arnold Zweig vor etwa 90 Jahren das britische Mandatsgebiet Palästina besuchte, war die jüdische Bevölkerung gerade durch das Massaker vom August 1929 erschüttert worden. Ein Massaker, das mehreren hundert Jahren des weitgehend friedlichen Zusammenlebens von Juden und Arabern in Hebron, Safed und Gaza ein blutiges Ende bereitete. Einen Monat nach seiner Rückkehr aus Palästina veröffentlichte Zweig mit *De Vriendt kehrt heim* 1932 ein denkwürdiges Dokument seiner Zeit, das bis heute von brisanter Aktualität ist. Zweig selbst bezeichnete sein Buch später, im Nachwort zur Ausgabe von 1955, als »den ersten historischen Roman des Staates Israel«. Er ist zugleich eine fiktionalisierte

Dokumentation des ersten politischen Mordes in der Geschichte des Zionismus.

Wie nun erneut im Oktober 2023, so hat auch das Massaker von 1929 existenzielle Fragen für Juden im Land Israel aufgeworfen: Hat die Idee von einer jüdischen Souveränität inmitten des Nahen Ostens eine Zukunft? Können die zwei unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen der Juden und Araber auf einem schmalen Streifen Land zwischen Mittelmeer und Jordanfluss nebeneinander und miteinander friedlich zusammenleben? Werden sich die zwei Nationalbewegungen jemals auf einen Kompromiss einlassen?

Arnold Zweig behandelt in seinem fiktionalen Werk den Mord an dem niederländischen Juristen und Schriftsteller Dr. Jacob Israël de Haan, der sich 1924 in Jerusalem ereignete. Es war der erste politische Mord in der Geschichte der Jischuv, der jüdischen Bevölkerung in Palästina vor der Staatsgründung Israels. Zweig datiert die Bluttat im Roman auf das Jahr 1929 um, sodass er direkt vor dem Hintergrund der Verschärfung des jüdisch-arabischen Konflikts stattfindet. In der israelischen Geschichtsschreibung wurde der reale Mord bis heute nicht aufgearbeitet – wie auch der Roman in Israel weithin unbekannt geblieben ist. Denn de Haan verkörperte wie kaum ein anderer das Gegenteil des zionistischen Ideals: Er war überzeugter Antizionist, der seine Positionen nicht nur öffentlich in Zeitungsartikeln, sondern auch in Gesprächen mit arabischen und britischen Politikern zum Ausdruck brachte. Unter anderem traf er sich mit dem Emir Abdallah ibn Husain, dem späteren König von Jordanien, und mit dem britischen Hochkommissar Herbert Samuel.

Seine ideologische Heimat fand de Haan stattdessen ausgerechnet bei der ultraorthodoxen Gemeinschaft in Jerusalem. Dort wurde er zum engen Vertrauten von Großrabbiner Joseph Sonnenfeld (im Roman heißt er Rabbiner Zadok Seligmann). Der dezidierte Antizionismus dieser Ultraorthodoxen begründet sich aus der jüdischen Theologie: Die Zerstörung des Jerusalemer Tempels durch die Römer und das daraufhin erzwungene Exil des jüdischen Volkes werden als Strafe Gottes interpretiert. Eine jüdische nationale Souveränität kann

und darf demnach erst dann wieder hergestellt werden, wenn der Messias gekommen ist. Das Projekt der Zionisten erscheint aus diesem Blickwinkel gotteslästerlich.

Von dieser ultraorthodoxen Theologie war der 1887 im damaligen Schlesien geborene Arnold Zweig weit entfernt. Dennoch faszinierte ihn de Haan. »Seit jenen Monaten, fast 8 Jahre lang, beschäftigte seine Gestalt meine Phantasie«, heißt es in seinem Nachwort zur niederländischen Ausgabe von 1933 (vgl. den Nachdruck im vorliegenden Band, S. 263). Diese Faszination kann biographisch erklärt werden. Wie seine niederländisch-jüdische Hauptfigur war auch der deutsch-jüdische Schriftsteller vom Zionismus zunächst begeistert, dann aber zutiefst enttäuscht. Bereits 1932 blickte Zweig nüchtern und kritisch auf das, was er später in der Ausgabe von 1955 als »selbstmörderischen Kurs« des Zionismus bezeichnete. Wenngleich er sich zu diesem Zeitpunkt selbst noch als Zionisten sah, betrachtete der entschiedene Pazifist doch mit Sorge die militaristischen und chauvinistischen Tendenzen in der zionistischen Bewegung. Mit dem literarischen Denkmal für Jacob Israël de Haan wollte Arnold Zweig eine politische Botschaft ausdrücken: »In der stummen und unerlösten Gegebenheit seines Schicksals, das sich vor acht Jahren in Jerusalem vollzog, lag für mich ein Auftrag – für mich, für niemanden sonst, denn sonst hätte sich wohl schon jemand gefunden, ihn zu hören und zu befolgen. Dieser Auftrag hieß offenbar: Kritik des modernen Nationalismus am jüdischen Nationalismus ...« (Vgl. S. 263.)

Wie auch sein Freund, der Religionsphilosoph Martin Buber, vertrat Zweig die Auffassung, dass Juden und Araber gleichberechtigt in einem binationalen Staat leben sollten. Nach seiner erzwungenen Auswanderung 1934 nach Haifa (von Berlin über Prag und Sanary-sur-Mer) verließ Zweig der Glaube an die jüdische Nationalbestrebung endgültig. Er ging zunächst ins innere Exil, bevor er, in Palästina immer fremd geblieben, 1948 nach Ostberlin zurückkehrte; bis zu seinem Tod 1968 lebte er in der DDR. In de Haan erkennt Zweig den Schlüssel zum Verständnis der Dilemmata, die ihn den Rest seines Lebens begleiteten: »Ich wusste, er würde mich in die Tiefe jüdischer und menschlicher Problematik hineinragen; nur ahnte ich

nicht, wie tief.« (Vgl. S. 263.) Zweig war von der Vielschichtigkeit, der schieren Widersprüchlichkeit seiner Hauptfigur angezogen: ein niederländischer Marxist, der zum ultraorthodoxen Juden wurde. Ein Dichter und Schriftsteller, der über sein gleichgeschlechtliches Begehren schrieb. Ein westeuropäischer Intellektueller inmitten der osteuropäischen ultraorthodoxen Gemeinde Jerusalems. Ein Jude, der für einen arabischen Jungen mehr als nur Lehrer war. Ein Pragmatiker und Ideologe zugleich. Das tragische Ende von de Haan steht für Zweig metaphorisch und konkret politisch für die Sackgasse, in der er selbst sich Anfang der 1930er Jahre befindet.

Auch in der zionistischen Bewegung gab es Stimmen, die den Mord an de Haan verurteilten. Einer der Anführer der Bewegung, Moshe Belinsohn, konstatierte am 28. Dezember 1926 in der hebräischen Tageszeitung *Davar*: »Wenn wir zu diesem Mittel greifen, wissen wir nicht, wo der Weg endet.« Diese Prophezeiung hat sich in den Jahrzehnten danach bewahrheitet: Vier Jahren später war es ausgerechnet der Hoffnungsträger der progressiven Kräfte in der Jishuv, der zionistische Politiker Chaim Arlosoroff, der beim Spaziergang am Strand von Unbekannten erschossen wurde. Im Verdacht stand der rechte Flügel der zionistischen Bewegung. Man könnte diesen Bogen bis zum 4. November 1995, zur Ermordung des israelischen Ministerpräsidenten Jitzchak Rabin durch einen jüdischen Fundamentalisten in Tel Aviv, spannen. Immer wieder griffen radikale nationalistische oder fundamentalistische religiöse Kräfte zum Mittel des politischen Mordes, um den Lauf der Geschichte zu ändern.

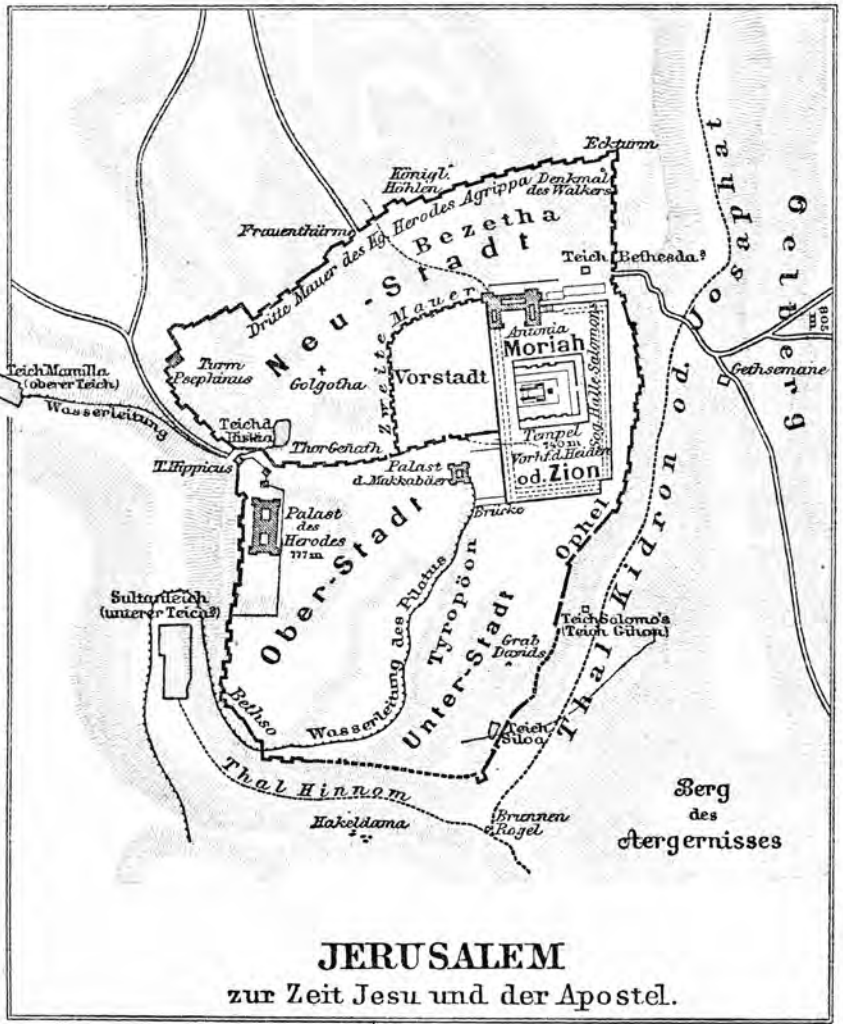
Jacob Israël de Haan vertrat die Position, die Juden in Palästina sollten in einem arabischen Staat als eine Minderheit mit religiösen, aber nicht mit nationalen Rechten anerkannt werden. Das ließ sich nicht realisieren. Aber auch die zionistische Vorstellung »Volk ohne Land, erlöse das Land ohne Volk« erwies sich als eine bequeme Illusion. Neunzig Jahre später leben im eng begrenzten Raum zwischen dem Mittelmeer und dem Jordanfluss sieben Millionen Juden und sieben Millionen Palästinenser, deren aller Leben aufs Tiefste vom ungelösten Konflikt geprägt ist.

Eine hebräische Übersetzung von *De Vriendt kehrt heim* ist erst 1991 erschienen. Arnold Zweig selbst hatte das anlässlich der deutschsprachigen Ausgabe von 1955 mit gewissem Sarkasmus kommentiert: »Daß ein so abgestempeltes Buch zwar in sechs Sprachen, aber nicht ins Hebräische übersetzt wurde, wird niemanden wundern.« Der Roman passt nicht ins zionistische Narrativ, das in Israel ab dem Kindergarten vermittelt wird.

Die nun vorliegende Neuausgabe macht *De Vriendt kehrt heim* für neue Leserinnen und Leser im deutschsprachigen Raum zugänglich. 90 Jahre nach der Erstveröffentlichung ist die Lektüre erstaunlich frisch und deprimierend zugleich. Der Roman ist das Dokument der *longue durée* des Nahostkonflikts. So viel ist seitdem passiert. Und doch haben sich die Grundkoordinaten des Konflikts so wenig geändert. Es bleiben zwei Völker, die miteinander oder nebeneinander zu leben verdammt sind.

Die oben aufgeworfenen Fragen bleiben vorerst ohne Antwort. Wie können Juden und Araber auf dem schmalen Streifen Land zwischen Mittelmeer und Jordanfluss zu einem Kompromiss finden, nebeneinander und miteinander friedlich zusammenleben?

Nach mehr als 100 Jahren des Konflikts scheinen die beiden Bevölkerungsgruppen zu tief in ihrem Schmerz und ihren Traumata zu verharrten, als dass sie allein den Weg des Friedens beschreiten könnten. Angesichts der weltweiten Folgen dieses Konfliktes ist es nicht zuletzt im Interesse der Weltgemeinschaft, Israelis und Palästinenser mit Nachdruck an den Verhandlungstisch zu bringen. Es bedarf einiger Wunder, um den Konflikt endlich zu beenden. Aber wie schon David Ben-Gurion, der erste israelische Ministerpräsident, konstatierte: »Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist!«



JERUSALEM

zur Zeit Jesu und der Apostel.

FÜR LILY OFFENSTADT

Die Araber sagen: »El Kuds« und führen die Hand an die Brauen:
»Hierosolyma« sagen die Griechen und hoffen Christum zu schauen:
»Jeruschalajim« rufen wir Dich, heimkehrende Söhne des Sem –
Die jungen Völker aber, Ummauerte, grüßen Dich strahlend:
Jerusalem!

(Aus den Vierzeilern des de Vriendt)

ERSTES BUCH
EIN GEISTIGER ALLEIN

Dich beten sie in tausend Zungen an,
Und manche nahen weich wie Schnecken Dir –
Was willst, behagt Dir das, Du dann von mir?
Dann lass Dich hassen, denn ich bin ein Mann.
(Aus den Vierzeilern des de Vriendt)

1. KAPITEL EIN FREUND SEINER FREUNDE

Lolard B. Irmin, der wichtigste Mann des Geheimdienstes bei der Verwaltung von Judäa (Südpalästina), hatte heute seinen europäischen Tag. So nannte er Zustände, die ihn von Zeit zu Zeit anfielen; dann schlug sein Herz schwer in der Brust, er neigte zu Schweißausbrüchen und trägem Hinbrüten und wunderte sich über alles, was ihm begegnete oder ihn betraf – über seine Tätigkeit, über die Stadt Jerusalem, über das Land und über sich selbst.

Ohne zu ahnen, dass der heutige Mittwoch besonders zählte, weil das gleichmütige Auge des Geschicks auf einen seiner Freunde gefallen war und Veränderung anhub für ihn und viele Tausende von Menschen, saß er am späten Vormittag im kühlestem Zimmer des Hauses in der Musrara, das er von Achmed Khouzy Effendi gemietet hatte – gegen gutes Geld, aber es war auch ein schönes Haus, mit großüberwölbtem Eingangsraum, den ein Springbrunnen erfrischte, eine Seltenheit in der wasserärmsten Bergstadt der Welt. Auf einem niedrigen Schemel hockte er, die Pfeife schmeckte ihm nicht, seine Hände hingen heiß zwischen den Oberschenkeln in den weißen Hosen, und aus dem geröteten Gesicht mit dem rotblond geschwungenen Schnurrbart blickten die blauen Augen gedankenvoll, fanatisiert vom Zweifel. War er verrückt? Ohne Frage. Nur ein Verrückter konnte fünf Jahre den S.S.-Mann (Secret Service) zwischen den Steinen dieser von allen guten Göttern verlassenen Stadt spielen; nur ein Verrückter in den Fäden hängen bleiben, die zwischen den Juden und den Arabern gespannt waren, zwischen den Briten und den Moslem, zwischen den Getauften aller Abschattungen – den Kopten, den Abessiniern, den Protestanten, den Griechen, den Römischen; zwischen den Konsulaten aller Völker, die der Turmbau zu Babel in jenem Zustand der Parteiung hinterlassen hatte, dessen sich die Rassen der Hunde oder

Pferde geschämt hätten. Warum, zum Teufel, hatte er sich nicht längst aus diesem Spiel hier weggeschert, in das sich England als Bestaller des Völkerbundes eingeschaltet hatte, nur, um dafür von allen Seiten bekämpft zu werden? Hätte er nicht längst in einer gesunden, baumbewachsenen Kolonie oder in South Devon daheim Polo spielen, ein Weib nehmen und kleine Kinder zeugen können, wie es sich für einen Mann um die Mitte der dreißig nach den Regeln aller Weisen schickte? Was, ihr Götter des Fernen Ostens, hielt ihn davon ab, im Reiche des großen Buddha Beförderung zu suchen, unter den Deodars von Simla, wohin ihn seine Verdienste leicht gebracht hätten? Hier saß er, in Jerusalem, einer Stadt ohne Wasser, ohne Wald, ohne Frieden, in der zweiundfünfzig verschiedene Nationen und Sekten einander im Geheimen verachteten – nur weil er nicht loskonnte von diesem faszinierenden Stück nackten Felsens, das zwischen der Wüste und dem Mittelländischen Meer die Brücke von Asien nach Afrika bildete, einen der drei Gleichgewichtspunkte der Welt.

Es war Ende Juli 1929; der Himmel lag blau wie eine angelaufene Stahlglocke über der Stadt; erst gegen sechs, noch endlos hin also, würde der kühle Meerwind über die Berge Judäas ansausen und es auf den Dächern erträglich machen, im Schatten nasser Leinwände. Bis dahin lebte man so herum. Man konnte lesen, man konnte schlafen, vor allem den Gedanken zuhören. Zwar erwartete er seinen vertrauten Agenten, den besten seiner Untergebenen, den moslemischen Tscherkessen Machmud Iwanow, aber der mochte nur wiederkommen. Er brachte ja doch nur Kleinkram des Tages; an die eigentliche Sorge vermochte er nicht zu rühren – die Nervosität im Lande. Es hatte jetzt vier Monate kaum mehr geregnet; der Spätregen, Malkosch genannt, war früh gefallen in diesem Jahr; in die Gassen der Musrara und gar erst der Altstadt stieg man wie in ein heißes, trockenes Bad. Alle Nerven im Lande bebten, man musste sehr auf der Hut sein: das geringste Ereignis konnte zu Dummheiten führen. Dies war die Jahreszeit für politische Hitzköpfe – und Allah wusste, ob es daran mangelte! Gerade jetzt tobte der Streit um die Klagemauer, ein Kampf, bisher nur auf Papier geführt, auf journalistischem, auf juristischem und von Anfang an auf fromm bedrucktem, mit Gebeten und Predigten von

beiden Seiten, den Juden und den Arabern – eine Angelegenheit, die für Fremde läppisch aussah, die von der Verwaltung auch so behandelt wurde, die aber aus Dynamit bestand, aus nichts Harmloserem, weil sie den religiösen Fanatismus beider Gruppen in Brand setzen konnte. Und er, Irmin, vermochte nicht, das »oben« begreiflich zu machen! »Dieses Spiel beschäftigt die Leute jetzt dreiviertel Jahr, und nichts ist passiert; lass es sie doch noch ebenso lange von schädlicherem Zank abhalten«, hatte ihm Robinson lachend entgegnet, als er das letzte Mal deswegen vorfühlte, obwohl das Geschmetter gewisser arabischer Zeitungen über die Bedrohung des Tempelplatzes die Posaunen von Jericho unter die harmloseren Musikinstrumente verwies. (Von den Posaunen von Jericho konnte sich L. B. Irmin einfach nicht trennen, obwohl Professor Garstand längst nachgewiesen hatte, dass sie eine schöne Erdichtung waren wie das Horn Rolands, die Flöte des Marsyas und die Leier Orpheus’.)

Lolard B. Irmin seufzte, klopfte die Pfeife aus, entnahm einem Schränkchen weiches Papier, verschiedene Nadeln und ein Fläschchen Spiritus und ging daran, sie umständlich zu reinigen. Er zerlegte sie in ihre Teile, den braungemasterten Kopf, das schwarze Rohr aus bestem Hartgummi, die silberne Kanüle im Innern, die listig mit Röhrchen und Stegen den unangenehmen Pfeifenabsud auffing und den Rauch kühlte; alsbald roch es im Zimmer nach verdunstetem Spiritus und dem scharfen, gelben Nikotin.

Die Zeiten waren vielleicht schlecht, bestimmt aber die spannendsten, die ein Mann erleben konnte. England focht um den Besitz Indiens, lautlos, ohne viel Gewalt, mit allen Mitteln einer erwachsenen Hand. Die Tage, in denen ein englischer General – zum Beispiel in Amritsar – sich demonstrierender Hindu-Versammlungen nur durch Maschinengewehrfeuer erwehren konnte – solch idiotische Tage waren hoffentlich für immer abgetan. Man musste auch nicht überall gleich Bolschewiken wittern und den Finger Moskaus. Wollte sich Mr. Ghandi mit seinen Hindu dem englischen Weltreich entziehen und zu den Tagen des kindlichen Spinnrockens zurückkehren, so musste man moslemische Politik treiben, und zwar auf der ganzen Linie. Und das taten sie nun, und ihre Sachkenner – L. B. Irmin lächelte

sanft, während er einen umwickelten Draht durch das Pfeifenrohr sägte, wie ein Schornsteinfeger einen Fabrikschlot ausfegt – glaubten, sich der Moslem versichern zu können, wenn sie die Zionisten preisgaben. Es war viel Weisheit nötig, im Orient Politik zu machen, und sie war leider nicht immer denen gegeben, die sie am nötigsten brauchten. Ach nein! England hatte ein bisschen viel versprochen, als es in Kriegsnöten focht wie Roland bei Ronceval – den Arabern, den Juden, aller Welt, und es musste nun, nachdem der Krieg gewonnen und Europa mit Frankreichs Hilfe in ein Tollhaus verwandelt war, anständigerweise beiden Partnern einen Bruchteil Erfüllung und einen großen Haufen Enttäuschung bereiten. Die Juden, genauer: die Zionisten unter ihnen, hatten für sich freilich das Wort Großbritanniens, Palästina zum Heim des Judentums ausbauen zu können – gegeben durch jenen berühmten Brief des greisen Lord Balfour, der seither die Balfour-Deklaration hieß. Die Araber wollten ein freies Arabien unter eigenen Herrschern haben. Es schien, dass den Arabern die Klugheit der westeuropäischen Juden mangelte, die das Land nach Kräften aufbauten und in der Person des Professors Weizmann die zionistische Sache geschickt und zäh vortrieben, unangefochten durch Rückschläge, Schikanen und selbst blutigen Aufstand. Höllisch schwer, sich hier durchzulavieren.

Lolard B. Irmin, während des Krieges Kapitän in der englischen Armee, betrachtete befriedigt seine saubere Pfeife, setzte sie zusammen und legte sie »zum Ausruhen« in den Schrank zurück. Dann stopfte er eine andere und trat mit ihr in den Hof des Hauses, um sie mit einem Brennglas an der Sonne zu entzünden. Zu etwas musste die sengende alte Dame da oben doch taugen, die so erbarmungslos auf die weißen Kalksteine Jerusalems, seine Häuser, sein Pflaster herunterknallte. Schweiß brach aus, so bald man sich ihr preisgab; die Kehle dörrte, es empfahl sich, schleunigst in die kühle Halle, das verdunkelte Zimmer zu flüchten und gleich einen heißen Tee mit Zitrone zu bestellen, noch das kühlendste Getränk in solchen Tagen. Diese Wissenschaft und einige andere verdankte Captain Irmin den langen Monaten, in denen er, nach beendetem Krieg, als Mitglied einer interalliierten Offizierskommission die Neutralität Wilnas, einer Stadt in Westruss-

land, behütet hatte, bis der polnische General Zeligorsky an der Spitze seiner Schwadronen einritt und Wilna für Polen beschlagnahmte. Seit damals verstand Irmin etwas von der Annehmlichkeit heißen Tees im Sommer und noch mehr von der Geistesart der östlichen Judenheit – und folglich also auch der Juden, die nach Palästina drängten, um es aufzubauen. Und dadurch unterschied er sich von fast allen seinen Kollegen in der englischen Verwaltung, in den Konsulaten und bei den paar Kompanien Gendarmerie, mit denen die Mandatarmacht das Land am Suez-Kanal hielt. Sie waren ein besonderer Schlag Menschen, diese russischen oder polnischen Juden, eine schwierige Sippschaft für Westeuropäer und gar für Briten, und wer sie begriff, besaß eine Vorhand im Spiel der Kräfte hier im Lande.

Als der Tee kam, kam auch Iwanow, der Tscherkesse, ein Mann mit grauem Spitzbart und lachenden Augen, hell im lederbraunen Gesicht. Irmin stellte ihm Zigaretten hin und die Zuckerdose, aus der er sich reichlich versah. Dann schlürfte er wie ein echter Russe, rauchte und betrachtete prüfend das Gesicht seines Herrn, mit dem er seit vier Jahren arbeitete. Er entstammte einer jener kaukasischen Familien, die von den Sultanen in ganzen Dörfern an den Grenzdistrikten des einstigen türkischen Reichs angesiedelt worden waren, treu, verlässlich und trotz gleichen Glaubens ohne Hinneigung zu den Einheimischen, die sie nicht ganz für voll nahmen.

Iwanow hatte für seinen Chef eine unangenehme Nachricht im Köcher. Nun fand er ihn in seinem »europäischen« Zustand, also ohne Schwungkraft und den Gleichmut des Herzens, den sich Männer im Orient schnell angewöhnen müssen, wenn sie nicht in die Flucht geschlagen und wieder übers Meer zurückgejagt werden wollen. Sollte er seine Mitteilung auf morgen verschieben? Vorläufig sprach er über den abnehmenden Wasserstand der Zisternen. Ferner vermochte man in der östlichen Altstadt heute wieder einmal kaum zu atmen, der Müllverbrennungsanstalt wegen, die Oberst P. W. Bathy seinerzeit im Kidrontal hatte anlegen lassen. Iwanow wusste, wie sehr diese, auf militärische Weise ohne Kenntnis der Voraussetzungen und der Folgen an den Stadtrand hingepflanzte Gestankfabrik seinen Effendi zum Lachen und zum Widerspruch reizte, weil sie, gleich einem Sinnbild

unverständiger Zivilisierung, bei dem häufigen Ostwind aufdringlichen Anlass zu böartigen Witzen bot.

Aber Irmin winkte leicht ab, seine Hand hing dabei zwischen seinen Knien. Das zog heute nicht. »Irgendetwas hast du doch herausbekommen, Iwanow«, gähnte er, »gib es von dir, und dann lass mich schlafen.«

Iwanow berichtete. Ein unerhört dreister Fall von Straßenraub machte seit einigen Tagen der Polizei und der Regierung zu schaffen. Nicht, dass Irmin sich etwa tugendhaft entrüstet hätte oder das Land dadurch besonders unsicher schien: dieselben bedauernswerten Kämpfer um ihr tägliches Brot, die es in den Großstädten des Westens mit Schneideapparaten und Sauerstoffgebläsen an fremden Geldschränken verdienten, waren in Palästina auf die Landstraßen angewiesen, und zwar in jahrhundertalter Tradition. Unglücklicherweise aber hatte es diesmal eine Karawane von dreizehn Autos mit Vergnügungsreisenden ausschließlich englischer Herkunft erwischt. An einer gutgewählten Stelle jener wundervollen Fahrstraße zwischen Jerusalem und dem Toten Meer, die in einer knappen Stunde ein Gefälle von zwölfhundert Metern hinabsteigt, waren die Wagen durch ein gespanntes Drahtseil und eine Anzahl weiß vermummter Herren mit Revolvern und Gewehren aufgehalten worden, die ohne jede Gewalttat und unter höflichsten Worten die Insassen dieser dreizehn Wagen – »wie konnten sie auch mit dreizehn Wagen losfahren, nicht wahr, Effendi?« – vollständig ausraubten. Es mussten Beduinen von einem recht armen Stamm gewesen sein, denn sie nahmen nicht nur Schmuck, Geld und Stiefel mit, sondern auch Taschenmesser, Feuerzeuge, selbst Streichholzschachteln – kurz, alles, was ein zeitgenössisches Lebewesen verwenden konnte, und verschwanden dann in der Dunkelheit, wie es hieß, nach Transjordanien. Dieses Land jenseits des Jordans, unter einem eigenen Fürsten, gab der Sache einen politischen Anstrich und erschwerte die Untersuchung aufs Äußerste. Ein Beamter der Politischen Abteilung hatte den Emir Abdallah bereits aufgesucht und bei ihm jede beliebige Zusicherung erlangt, außer der Überzeugung, die Räuber wirklich zu finden. Iwanow aber und sein Herr gingen einer anderen Version nach, die sich in den Bazaren